

Keine Monsterschiffe mehr am Markusplatz

Italien schränkt die Zufahrt in die Lagune von Venedig ab August stark ein – auf Druck der Unesco

ANDREA SPALINGER

Italiens Regierung hat entschieden, grosse Kreuzfahrtschiffe aus der Lagunenstadt zu verbannen. Bereits ab dem 1. August sollen die imposanten Riesen nicht mehr bis vor den berühmten Markusplatz fahren können. Kulturminister Dario Franceschini, der in den letzten Monaten innerhalb des Kabinetts für ein solches Verbot gekämpft hatte, sprach von einem historischen Schritt, was für einmal kaum übertrieben scheint.

Das Thema erhitzt die Gemüter in Italien seit Jahrzehnten. Laut Aktivisten und Wissenschaftlern zerstören die Riesenschiffe die Umwelt in der Lagune und beschädigen die fragilen Fundamente der Stadt. Die Bewohner beklagen, dass die immer grösseren Touristenströme das Leben in der Stadt fast unmöglich machen. Der Kreuzfahrt-tourismus bringt Venedig ausser Menschenmassen und Abfallbergen auch wenig ein, weil die Passagiere nicht in der Stadt übernachten und dort auch sonst kaum Geld ausgeben.

Die Stadtbehörden fürchteten jedoch Arbeitsplatzverluste und hohe Strafen bei Vertragsbruch gegenüber den Hafentreibern und den Reedereien. Entscheiden konnte aber sowieso nur Rom. Regierungen in unterschiedlicher Zusammensetzung diskutierten in den letzten Jahren über das Thema. Wiederholt wurden sogar Dekrete verabschiedet, die ein baldiges Ende für die Monsterschiffe vor dem Markusplatz versprachen. Umgesetzt wurden sie dann aber doch nicht, weil es an Mut und alternativen Ideen fehlte.

Das Messer auf der Brust

Die Pandemie verschaffte Venedig eine unerwartete Verschnaufpause. Eineinhalb Jahre lang waren keine grossen Kreuzer mehr zu sehen, und die Stadt gewann ihren alten Charme und ihre Lebensqualität zurück. Ende Juni legte dann zum ersten Mal wieder ein Riesenschiff in der Lagunenstadt an, begleitet von protestierenden Bewohnern in kleineren Booten und von einem Warnbrief, unterzeichnet von Weltstars wie Mick Jagger und Francis Ford Coppola.

Dass nun endlich etwas geschieht, ist aber in erster Linie der Unesco zu verdanken. Die für Kultur zuständige Organisation der Vereinten Nationen setzte Italien nach Jahren leerer Versprechungen vor wenigen Wochen das Messer auf die Brust und drohte, die Lagunenstadt auf die schwarze Liste des gefährdeten Weltkulturerbes zu setzen. Am Freitag beginnt in China die Unesco-Jahresversammlung – und um eine für das Image Italiens verheerende Sanktion abzuwehren, musste Mario Draghis Regie-



Die Kreuzfahrtschiffe sind für Venedig ein Kreuz. Ausser Abfallbergen haben sie der Stadt wenig gebracht.

MANUEL SILVESTRI / REUTERS

Kreuzfahrtschiffe müssen jetzt um Venedig herumfahren

Alte Route / Neue Route



QUELLE: CORRIERE DEL VENETO

NZZ / naw

handeln. Die verschiedenen involvierten Ministerien haben nun einen geschickten Ausweg aus dem Dilemma gefunden, indem sie das Becken vor San Marco und die Kanäle San Marco und Giudecca zum Nationalen Kulturdenkmal erklärten und damit unwiderruflich schützten. Gleichzeitig sprachen sie Gelder, um die rund 3000 betroffenen Arbeitsplätze zu sichern und die Betreiber der Hafenanlagen und die Schifffahrtsindustrie zu entschädigen.

Die neue Regelung gilt für Kreuzfahrtschiffe mit mehr als 25 000 Bruttoregistertonnen oder einer Länge von über 180 Metern. Auch Schiffe, die gewisse Abgasnormen überschreiten, sind betroffen. Alle anderen dürfen weiterhin die Lagune passieren – auch kleinere Kreuzfahrtschiffe mit bis zu 200 Passagieren.

Einstweilen nach Marghera

Als Übergangslösung sollen die grösseren Kreuzfahrtschiffe auf den Hafen in Marghera ausweichen, der auf dem Festland liegt. In dem Industriehafen legen derzeit vor allem Frachtschiffe an. Die Regierung will nun über einen Wettbewerb eine langfristige Lösung suchen. Projekte für einen dauerhaften Anlegeplatz sollen bis Ende 2022 eingereicht werden, der Sieger Mitte 2023 feststehen.

In Venedig selber fielen die Reaktionen unterschiedlich aus. Während viele Bewohner den Entscheid begeistert feierten und an den Häusern Banner mit der Aufschrift «Venezia liberata» (befreites Venedig) auftauchten, zeigten sich Vertreter der Hafenbehörde und Angestellte schockiert. Der Vorsitzende des Reedereiverbandes sprach von einem schweren Schlag für die Branche, die unter der Pandemie schon enorm gelitten habe.

Ein Regenschirm fürs Leben

Rund tausend verschiedene Modelle bietet Rita Brodmann in ihrem Laden in Burgdorf an – die exklusivsten kosten mehr als 500 Franken

NADINE A. BRÜGGER

Ob es in Strömen regnet oder ob die Sonne scheint: Hoch über dem Berner Städtchen Burgdorf thront seit Jahrhunderten behäbig das Schloss. Nach Burgdorfs Schirmherrin sucht man hier oben jedoch vergeblich. Sie residiert seit sechs Jahren mitten in der Stadt, im alten «Cinema Palace», das einst Theater und später Kino war und nun die grösste Schirmauswahl der Schweiz anbietet.

Bei Rita Brodmann gibt es Schirme in einem Preissegment von 25 Franken für einen kleinen Kinderschirm bis zu 500 Franken für ein mit Swarovski-Steinen bestücktes Satin-de-luxe-Modell reicht. «Diesen Schirm gibt man im Restaurant als Allererstes an der Garderobe ab», sagt Rita Brodmann, «dann vergisst man ihn auch nicht und steht wieder ohne Schutz im Regen.»

Die Regenschirmspezialistin nimmt eines der Luxusobjekte in Blautönen

aus dem Ständer und spannt den Schirm. Was sich eröffnet, ist nicht einfach ein Regenschutz, es ist ein Firmament. Ein Dach über einem kleinen Stück Welt, das fast allen Stürmen des Alltags trotzt. Die Swarovski-Kristalle glitzern wie Sterne, während das Gerippe im Innern des Schirms, in dem sich Otto Normalverbraucher und Lieschen Müller schlimmstenfalls die Haare verheddern, mit einem nachtblauen Satinstoff ausgekleidet ist. «Doppelverkleidet», sagt Rita Brodmann und lässt den Schirm eine Pirouette drehen.

Geschüttelt und getrocknet

Wäre der Schirm nass geworden, müsste er erst einmal gut trocknen. Danach wird der geschlossene Schirm geschüttelt, damit die nun lose hängenden Stoffbahnen schön in die Falten fallen. Rita Brodmann zupft noch etwas an den Enden, bis der Schirmstoff glatt nach unten

fällt, dann nimmt sie die Spitze in die Hand und lässt den Schirm kreisend durch ihre Finger gleiten. Erst wenn der Stoff knitterfrei um den Stiel liegt, darf der Schirm mit Ring oder Band voll-



Rita Brodmann
Burgdorfer Spezialistin
für Regenschirme

ständig geschlossen werden. Jegliche andere Art des Schirmversorgens, etwa das wulstige Zusammenstopfen eines Tassenschirms, beschert Rita Brodmann graue Haare. «Einen Schirm kauft man schliesslich fürs Leben. Da muss man schon etwas Sorge dazu tragen», sagt sie.

Wer lokal einkaufen will, greift zu den Stücken von Strotz, der letzten Schweizer Schirmmanufaktur. Rita Brodmann legt die Finger an die Lippen. «Man hört, dass ein Schirm aus der Schweiz kommt», raunt sie und spannt einen Strotzer auf. Er öffnet sich mit einem satten, dumpfen «Bobb». Sie lächelt. Während die Schweizer Schirme beim Öffnen bobben und die französischen sich durch Rüschen, Spitzen und andere Extravaganzen auszeichnen, liefern die Italiener Luxus mit Leopard-Print oder Edelh Holz-Knauf.

Hersteller mit Tradition

Ihre Lieferanten kennt Rita Brodmann persönlich. Alle hat sie bereits in ihren Manufakturen besucht, viele waren auch schon mehrmals bei ihr im Emmental. Da ist etwa Andrea Strotz, die Rita Brodmann überhaupt erst für das Schirmgeschäft begeistert hat.

Oder Nicola Pasotti, der die italienische Schirmmanufaktur zusammen mit seinem Bruder in dritter Generation führt.

Rita Brodmann erklärt, worauf beim richtigen Schirm zu achten ist: auf Farbe und Muster des Stoffs, auf die Form des Knaufs, auf das Gewicht und auf den Anlass, zu dem der Schirm getragen wird – da geht die Tür auf, und eine Kundin tritt ein. Gerade scheint in Burgdorf zwar die Sonne hinter dem Schloss hervor, aber die Wettervorhersage treibt die Kundin dennoch auf schnellstem Weg zu Rita Brodmann. Diese misst die ältere Dame von oben bis unten, nickt, schwärmt aus und kommt bald darauf mit einem Arm voller Schirme zurück. Einen nach dem anderen spannt die Kundin nun vor dem Spiegel auf und hält ihn über den Kopf. Dann, als hätten die beiden ein unhörbares Signal gehört, lächeln Kundin und Verkäuferin einvernehmlich. «Der ist es», sagt die Frau. Rita Brodmann nickt, «der und kein anderer».

Das KV muss ein Königsweg bleiben

Die kaufmännische Lehre braucht Flexibilität, um jungen Frauen und Männern optimale Startbedingungen für ein erfolgreiches Berufsleben zu bieten. Es gilt eine gute Balance zwischen Vermittlung von Kompetenzen und Fachwissen zu finden. Von Erich Aschwanden

Die kaufmännische Lehre geniesst in der Schweiz einen ausgezeichneten Ruf. Das KV – wie es schon fast liebevoll genannt wird – gilt neben dem Gymnasium als eine Art zweiter Königsweg, über den man im späteren Berufsleben hohe und höchste Weihen erreichen kann. Sowohl in der Wirtschaft wie auch in der Politik finden sich in Spitzenpositionen zahlreiche Frauen und Männer, die ihre Karriere mit einer KV-Lehre begonnen haben.

Genannt seien an dieser Stelle die Zürcher SVP-Regierungsrätin Natalie Rickli, der FDP-Nationalrat Andri Silberschmidt, Lukas Gähwiler, UBS-Verwaltungsratspräsident, Martin Scholl, CEO der Zürcher Kantonalbank, oder der Ex-Coop- und Ex-Swisscom-Chef Hanspeter Loosli. Die Liste der Kaufleute, die Karriere gemacht haben, liesse sich beliebig verlängern.

Nach wie vor ist das KV die beliebteste Berufsausbildung in der Schweiz. Pro Jahr schliessen rund 14 000 junge Berufsleute diese Grundbildung ab. Doch die Ausbildung zur Kauffrau oder zum Kaufmann mit Eidgenössischem Fähigkeitszeugnis (EFZ) steht aus verschiedenen Gründen unter Druck. Die 21 verschiedenen Branchen, in denen junge Frauen und Männer eine KV-Lehre machen können, verändern sich rasant. Das ist wenig erstaunlich, reicht doch das Spektrum von Banken und Versicherungen über den Bereich Marketing/Kommunikation bis zum Gesundheits- und zum Transportwesen.

An Prestige verloren

Vor allem die Digitalisierung hat das Stellenprofil des Berufs in den letzten Jahren radikal verändert. Der Kostendruck, den diese Entwicklung mit sich bringt, ist in den hiesigen Büros besonders stark spürbar. Eine Studie von Deloitte aus dem Jahr 2016 prognostiziert, dass in der Schweiz bis 2025 auf gesamtwirtschaftlicher Ebene netto rund 270 000 neue Arbeitsstellen entstehen werden. Diese Arbeitsplätze werden sich laut der Untersuchung jedoch sehr stark von den heutigen unterscheiden.

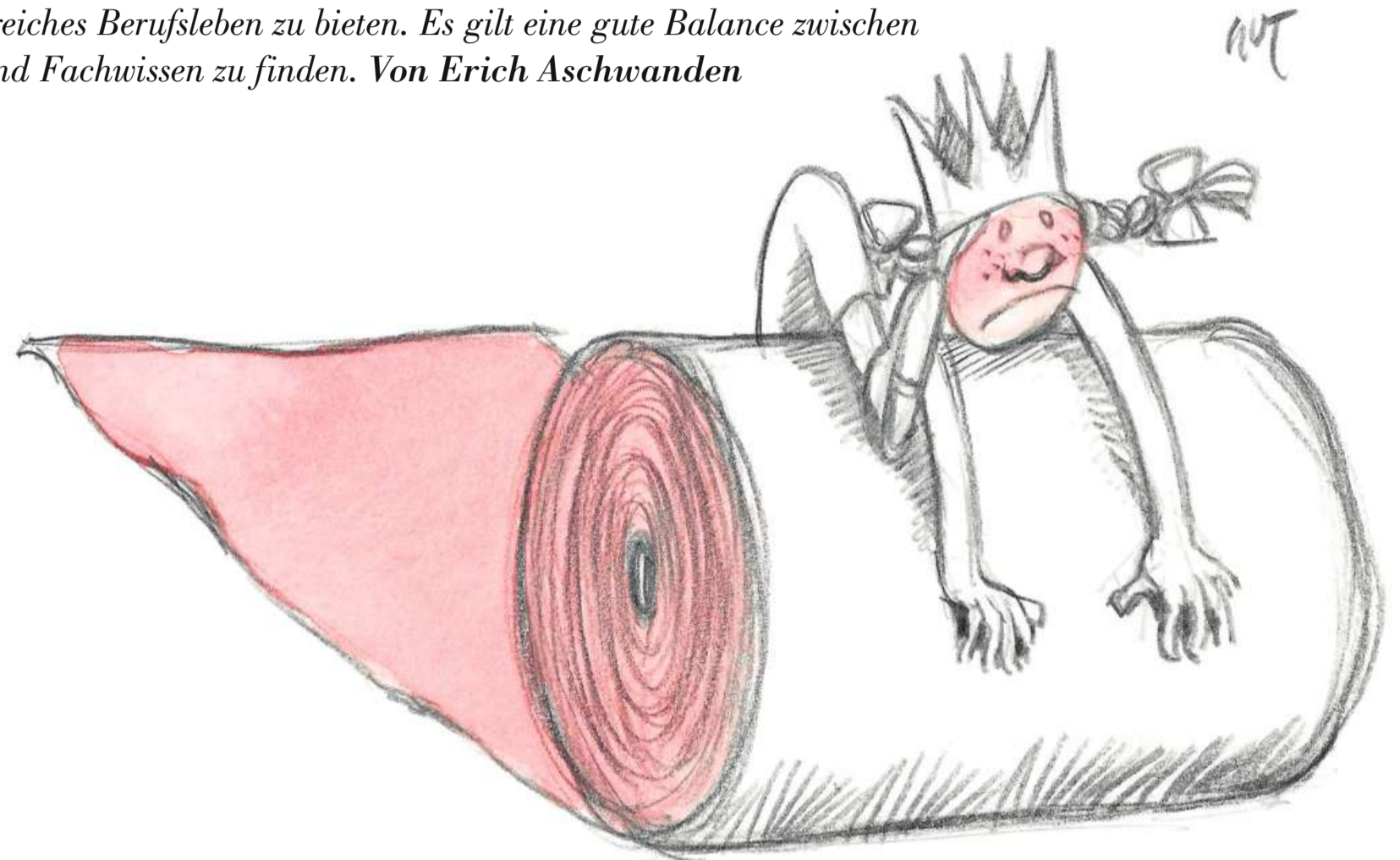
Für die derzeit verbreiteten routinemässigen Tätigkeiten in den Bereichen Büro, Verkauf, Datenerfassung und Schalterdienste (vor allem im Finanzsektor) rechnet die Studie bis 2025 mit einer Automatisierungswahrscheinlichkeit von 95 bis 99 Prozent. Die Berufsbildung muss mit diesen Veränderungen nicht nur Schritt halten, sondern muss diese Entwicklungen vorausnehmen, damit die Absolventinnen und Absolventen den neuen Herausforderungen gewachsen sind.

Doch nicht nur die Digitalisierung setzt das KV unter Druck. Es ist festzustellen, dass die kaufmännische Lehre in den letzten Jahren einiges an Prestige verloren hat. Vor allem in den Städten und Gebieten mit einem hohen Anteil an Akademikerhaushalten hat die Ausbildung einen schweren Stand. Anstatt dass man sie dazu anhält, eine KV-Lehre zu beginnen, schickt man seine Töchter und Söhne lieber aufs Gymnasium, damit sie die Matura erlangen.

Mit viel Nachhilfeunterricht tut man alles, um seinen Sprösslingen die angeblich besten Bedingungen für das spätere Berufsleben zu bieten. Dabei geht vergessen, dass der Start mit einer KV-Lehre den Jugendlichen in vielen Fällen leichterfällt und sie dank der Berufsmatura fast die gleichen Chancen haben wie die Absolventinnen von Mittelschulen. Unerwünschter Nebeneffekt dieser Entwicklung ist, dass den Unternehmen zahlreiche talentierte Berufsleute verloren gehen, die gute Chancen auf eine Karriere hätten.

Insgesamt ist und bleibt das KV eine Perle des dualen Bildungssystems. Seit kurzem sorgt die Ausbildung allerdings für zusätzliche Diskussionen und hält neben Bildungsexperten auch Politikerinnen und Politiker auf Trab. Grund für die Unruhe ist eine an und für sich notwendiger Vorgang. Wie alle Berufsausbildungen in der Schweiz wird auch die KV-Lehre alle fünf Jahre überprüft. Dies, um zu gewährleisten, dass sie am Puls der Zeit bleibt und die Absolventen den Herausforderungen der sich rasch ändernden Arbeitswelt gewachsen sind. Alles schien vorgespurt, so dass die Reform auf das Schuljahr 2022 hätte in Kraft treten können.

Doch hinter den Kulissen rumorte es schon lange. Mit viel Getöse öffentlich gemacht hat den Konflikt



Es muss weiterhin möglich sein, über die Banklehre in die Finanzbranche einzusteigen und nicht nur über die Mittel- und Hochschulen.

Mitte Mai der Zürcher Bankenverband. «Steht die Banklehre vor dem Aus?», lautete der Titel einer Medienmitteilung, in welcher die Banken ihre grosse Besorgnis über die laufende KV-Reform zum Ausdruck brachten. Es war nicht nur die Wirtschaft, die starke Bedenken gegenüber der Reform und dem engen Zeitplan zu deren Einführung vorbrachte. Vorbehalte äusserten unter anderem die Handelskammer beider Basel, der Verband der Fachhochschulabsolventen sowie verschiedene Politikerinnen und Politiker aus der SP und dem bürgerlichen Lager. Schliesslich verlangte sogar die Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) des Ständerats die Verschiebung des Einführungstermins.

Einen ersten Erfolg konnten die Kritiker nun verbuchen. Anfang Juni hat das zuständige Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) entschieden, das Projekt «Kaufleute 2022» erst 2023 einzuführen, ein Jahr später als geplant. Zudem hat der Bundespräsident und Wirtschaftsminister Guy Parmelin höchstpersönlich einen wichtigen Pflock eingeschlagen: Das von ihm genehmigte neue Fremdsprachenkonzept sieht vor, dass alle Lernenden zwei Fremdsprachen belegen. Somit ist gesichert, dass nebst Englisch auch eine Landessprache vermittelt wird (oder umgekehrt). Ursprünglich sah die Reform vor, dass nur noch eine Fremdsprache hätte obligatorisch sein sollen. Dieser Fehlentscheid hätte eine Diskussion ausgelöst, mit der nur unnötigerweise Geschirr zerschlagen worden wäre.

Doch woran krankt das Reformprojekt, das von der Schweizerischen Konferenz der kaufmännischen Ausbildungs- und Prüfungsbranchen vorgeschlagen wird? Das Modell «Kaufleute 2022», das nun zu «Kaufleute 2023» geworden ist, will den Fokus von den klassischen Fächern in sogenannte Handlungskompetenzbereiche verlagern. Bisherige Fächer wie Deutsch, Wirtschaft und Recht sowie Fremdsprachen sollen in Themenblöcke wie «Handeln in agilen Arbeits- und Organisationsformen», «Interagieren in einem vernetzten Umfeld» oder «Gestalten von Kunden- oder Lieferantenbeziehungen» aufgehen. Vermittlung von Kompetenzen statt Vermittlung von Fachwissen heisst also die Devise.

Diese Diskussion erscheint einem seltsam bekannt, wurde sie doch bei der Einführung des Lehrplans 21 mit Verve geführt. Doch Vermittlung von Kompetenzen in der Primarschule heisst nicht dasselbe wie in der Berufslehre. In der beruflichen Ausbildung erwerben die Lernenden Kompetenzen in erster Linie in ihrem Lehrbetrieb. Die Berufsschule ist verantwortlich für die Vermittlung der fachlichen Grundkenntnisse. Diese Tatsache gilt es bei der Umsetzung der KV-Lehre unbedingt zu berücksichtigen. Kompetenzen dürfen nicht zum alleinigen

werden Asset hochstilisiert werden. Der Zürcher Verband der Lehrkräfte in der Berufsbildung hat denn auch vollkommen recht, wenn er feststellt: «Handlungskompetenzen zu unterrichten, ohne vorgängig Grundlagen zu vermitteln, ist, wie ein Dach zu bauen, ohne Mauern zu erstellen.»

Die Verschiebung des Reformprojekts als «Fehlstart für die neue KV-Lehre» zu bezeichnen, wie dies gewisse Medien machen, ist schlicht und einfach falsch. Vielmehr haben alle Beteiligten ein Jahr Zeit gewonnen, das sie nutzen müssen, um sich abzeichnende Fehlentwicklungen gar nie zuzulassen.

Bessere Kommunikation nötig

Ausserdem muss die Kommunikation zwischen den Fachleuten, der Lehrerschaft und den Vertretern der Arbeitgeber verbessert werden. Ein Teil der Emotionen, die in den letzten Monaten hochgekocht sind, ist darauf zurückzuführen, dass die beteiligten Partner erst spät in den Reformprozess einbezogen wurden. So kam der Eindruck auf, die Neuausrichtung der KV-Ausbildung werde im stillen Kämmerlein vollzogen.

Dieses Vorgehen führte zu Missverständnissen und Unklarheiten. So ist beispielsweise nicht eindeutig geregelt, wie KV-Lernende auch in Zukunft direkt Anschluss haben an die wichtige Berufsmaturität. Solche und andere Fragen können nun in aller Ruhe im Dialog zwischen den Branchenvertretern und den Verantwortlichen der kaufmännischen Berufsschulen geklärt werden. Es muss weiterhin möglich sein, über die Banklehre in die Finanzbranche einzusteigen und nicht nur über die Mittel- und Hochschulen.

Bei allem Verständnis für den späten Alarmruf der Banken darf nicht vergessen werden, dass die KV-Lehre eine Generalistenlehre ist, die beispielsweise auch die Bedürfnisse der Angestellten im Tourismus oder im Gesundheitswesen abdecken muss. Dieses Generalistenkonzept gilt es unbedingt beizubehalten. Unabhängig von der Branche müssen den Absolventinnen und Absolventen alle Wege für eine erfolgreiche berufliche Zukunft offenstehen.

Eine Verbürokratisierung der nach wie vor beliebtesten Lehre der Schweiz wäre kontraproduktiv. Schon heute bedeutet die Beschäftigung von Lernenden gerade für Kleinbetriebe eine Herausforderung und einen nicht zu unterschätzenden Aufwand für die Unternehmer und die Lehrlingsverantwortlichen. Dieses Engagement gilt es zu würdigen und nicht durch zusätzliche administrative Hürden zu erschweren. Das KV muss wieder als das anerkannt werden, was es immer war: ein Königsweg.